

zum Thema Spiel nach sich. Wer sich genauer informieren will, findet in Kaltenbrunners Buch eine umfangreiche Bibliographie. Er findet aber nicht nur dies; Kaltenbrunner hat verschiedene Beiträge gesammelt, die sich dem Thema Spiel aus unterschiedlichen Perspektiven nähern. Die Soziologie kommt zu Wort, die Völkerkunde, die Biologie, die Theaterwissenschaft, natürlich die Pädagogik, aber auch die Theologie. Was da gesagt wird, ist nicht immer ganz neu. Daß wir das Spiel in seiner freiwillig akzeptierten Regelmäßigkeit als nicht-entfremdetes Arbeiten deuten können, daß Modellspiele für das sogenannte ernsthafte Leben eine wichtige Funktion haben, daß spielerische Rituale im Alltagsleben oft zu finden sind, daß das zeitgenössische Theater an einer Spielkrise leidet: das alles ist auch schon an anderer Stelle von anderen gesagt worden. Und auch Huges Rahners Aufsatz über das „himmlische Tanzspiel“, über den deus ludens also, ist immerhin schon 1952 zum ersten Mal erschienen. Das Buch liest sich also einerseits wie eine Zwischenbilanz zur interdisziplinären Erforschung des homo ludens; eine fragmentarische Zwischenbilanz freilich, denn der Germanist vermisst gewiß einen Betrag über die Sprachspieltheorie, die seit Wittgenstein die Sprachwissenschaft so nachhaltig beeinflusst hat. Andererseits bietet das Buch — und darin sehe ich seinen eigentlichen Wert — dem Leser ohne umfassende Vorkenntnisse einen interessanten und vielseitigen Einstieg in die Thematik.

„Im Anfang war das Spiel“ — wenn Kaltenbrunner mit diesem programmatischen Titel sagen will, daß der Mensch Haltungen anstreben sollte, die Goethe einmal mit der Formel „Ernst ohne Trockenheit“ so treffend beschrieben hat, dann kann man gewiß zustimmen. Allerdings sollte man nicht ganz unerwähnt lassen, daß die Schickimicki-Mentalität des postmodernen Zeitgeistes aus allem und jedem eine Spielerei macht: Partnerschaft, Beruf, Kunst, Politik . . . Hauptsache, man unterhält sich. Lustig geht die Welt zugrunde! Wenn daher Ruth Rau in ihrem Beitrag die Sandkastenspiele und die Rituale des Liebespiels in einem Zug mit den militärischen Plan„spielen“ der Supermächte abhandelt, dann wird mir plötzlich ganz ernst zumute. „Wir spielen immer“, heißt es bei Schnitzler. Furchtbar, wenn er recht behielte.

Gallneukirchen

Christian Schacherreiter

■ KRANZ GISBERT, *Was ist christliche Dichtung? Thesen—Fakten—Daten.* (122). Pfeiffer, München 1987. Kart.

Gisbert Kranz selbst ist es, der sich in der Einleitung zu seinem Buch die Latte ziemlich hoch legt: „Was wir im folgenden entwerfen, ist eine Theorie der christlichen Dichtung.“ Der Verlag ist mit der hohen Selbsteinschätzung seines Autors einverstanden: Bisher habe es keine Kriterien der Unterscheidung zwischen christlicher und nicht-christlicher Dichtung gegeben; jetzt — im Jahre 1 nach Kranz — gibt es sie endlich.

Der Leser ist also gespannt, wie der Autor sein aufwendiges Vorhaben auf nicht einmal 100 Seiten realisiert hat. Erster Eindruck: Der Zugang zum Thema

ist überzeugend. Kranz begnügt sich nicht mit werkimmanenten Beschreibungen, sondern bezieht mehrere Konstitutionsfaktoren der Literatur mit ein: den Autor, das Publikum, die poetischen Mittel, schließlich die „Sache“ selbst, das „Christliche“ also. Was aber ist das „Christliche“? Kranz ist sich dessen bewußt, daß unterschiedliche Menschen, auch innerhalb der christlichen Gemeinschaft, unterschiedliche Vorstellungen vom „Christlichen“ haben. Die Frage „Was ist christliche Dichtung?“ stößt daher auf ähnliche wissenschaftstheoretische Probleme wie die Frage „Was ist realistische Literatur?“ oder „Was ist Romantik?“ Exakte Definitionen grenzen ein und grenzen aus; bis zu einem gewissen Grad bleiben sie immer Sache der persönlichen Wertung, es sei denn, eine letzte Instanz bestimmte dogmatisch, was christliche Dichtung zu beinhalten und wie sie auszuweisen habe. Da sei aber Gott vor (den ich mir in kulturellen Fragen ziemlich liberal vorstelle). Die „Sache“ wird auch dann nicht leichter zu klären, wenn sich Kranz von ihr ab- und dem Autor zuwendet. Wer ist ein christlicher Autor? Wer sich selbst dafür hält? Wen die Literaturkritik dazu macht? Wer christliche Motive verwendet? Kranz kritisiert an Karl-Josef Kuschel, daß er den Begriff des christlichen Autors allzu weit fasse. Möglich. Aber wie eng faßt ihn Kranz? Er begnügt sich mit der Antwort, daß dies alles eben nicht so leicht ist, und daß man es sich aber auch nicht leicht machen soll. Kranz' Grabungen im Bereich der formalen und sprachlichen Mittel bringen auch wenig Förderliches zutage. Christliches kann sich subjektiv-metaphorisch, intellektuell-rhetorisch, dramatisch, lyrisch, episch oder anders äußern. Auch so führt also kein Weg nach Rom.

Wir haben somit das Schlußkapitel erreicht und stehen da, so klug als wie zuvor. Wieder einmal hat einer versucht, eine theoretische Systematik zu erarbeiten, wo geschlossene kategoriale Systeme nur zu nutzlosen und letztlich willkürlichen Abgrenzungen führen. Kranz hat ein Buch geschrieben, das zwar im Detail interessante Fakten, kluge Überlegungen und brauchbare Denkanstöße enthält. Die Latte war aber eindeutig zu hoch gelegt. Weder gesicherte Unterscheidungskriterien noch eine Theorie christliche Literatur sind das Ergebnis dieser Arbeit. Brauchbar scheint sie mir vor allem für den ambitionierten Laien, auch für den interessierten Theologen, der den Weg zur Literatursucht. Dem Literaturwissenschaftler, den Kranz auch als Adressaten nennt, bringt das Buch aber wenig Neues.

Gallneukirchen

Christian Schacherreiter

■ MUTH LUDWIG, *Lesen — ein Heilsweg.* Vom religiösen Sinn des Buches. Mit einer Einleitung von Eugen Biser. Herder, Freiburg—Basel—Wien 1987. Kart. DM 12,80.

Cur deus auctor? Gott hat die Schrift zum Medium der Offenbarung erwählt. Muth meint, dies sei kein bloßer Zufall, geschweige denn eine Notlösung, die aus dem begrenzten medientechnologischen Standard der Zeit erklärbar sei. Ob Gott — offenbarte er sich heute — den Evangelisten die Produktion von

Video-Clips nahelegen würde, diese Frage wird wohl unbeantwortet bleiben. Tatsache ist, die Schrift ist ein wesentlicher Bestandteil der christlichen Heilsgeschichte, und Muth bedauert, daß die Kirche diesem Umstand nicht immer gerecht geworden ist. Schon in den frühen Tagen der Kirchengeschichte sei eine gewisse Skepsis gegen die Schrift- und eine Bevorzugung der Bildkultur feststellbar. Das allzu ängstliche Mißtrauen gegen den mündigen Leser, der seine Lektüre selbstverantwortlich wählt, habe sich dann bei der Erstellung des Index gezeigt. Die Lese- und Schreibwirklichkeit habe — dem Index zum Trotz — ihr Eigenleben entfaltet, dies zum Nachteil der Kirche, insbesondere der katholischen, die im Gegensatz zur protestantischen wenig Liberalität aufgebracht habe.

Muths Anliegen ist es, dem katholischen Lesedefizit durch eine wirksame, nicht-autoritäre Lese-Pastoral entgegenzusteuern. Dafür kann er zwar keine Rezepte anbieten, aber er formuliert einige wichtige Probleme, die zum Weiterdenken anregen. Und Weiterdenken tut not, denn grundsätzlich hat Muth gewiß recht, wenn er den Umgang mit dem Buch als Bestandteil der Persönlichkeitskultur bezeichnet. Diesen Gedanken formuliert auch Eugen Biser in seiner Einleitung, und er fügt hinzu: Das Buch „entzieht den Leser dem Andrang der alltäglichen Pflichten und Sorgen und bringt ihn . . . vor sich selbst.“ Manchmal freilich scheint mir Muth in seiner Begeisterung fürs Geschriebene ein wenig über das Ziel zu schießen. Schon der Buchtitel ist für meinen Geschmack etwas zu pathetisch ausgefallen. Und manchmal versteigt sich der Autor — der essayistische Stil mag dazu verführen — zu Verallgemeinerungen, die schwerlich haltbar sind: Elektronische Medien schaffen Ersatzwirklichkeiten, das Buch gibt Primärerfahrungen weiter. Kann man das so stehen lassen? Schon Cervantes führte den Wirklichkeitsverlust seines Helden Don Quichotte auf allzu exzessive Lektüre trivialer Ritterromane zurück. Das Medium allein garantiert noch keine Qualität. Woody Allens „Manhattan“ ist allemal wertvoller als Konsaliks Gesammelte Werke, und die verfilmte „Blechtrommel“ ist sehenswerter, als die in Buchform gebrachte „Schwarzwaldklinik“ lesenswert wäre.

Linz

Christian Schacherreiter

■ RAABPETER (Hg.), *Heilkraft des Lesens*. Erfahrungen mit der Bibliothherapie. (Herder-TB/1535). (176). Herder, Freiburg 1988. Kart. DM 9,90.

Es geht um das geglückte Leben, um die Persönlichkeit, ihre Reifung, Öffnung, Entfaltung — sagt der Herausgeber in der Einleitung, und der kritische Leser befürchtet, daß ihn wieder einmal eine jener mysteriösen Publikationen ereilt hat, die das gesamte Lebensglück als Sonderangebot zum Sparpreis von siebzig Schilling ins Haus liefern. Aber der Herausgeber beugt sogleich diesem Mißverständnis vor: Nicht um Rezepte zur Vermeidung von Angst, Leid und Enttäuschung bemühe er sich, sondern um Methoden, die uns ermöglichen, mit den unausweichlichen Schattenseiten der Existenz leben zu lernen. Solch eine Methode ist die *Bibliothherapie*, der rechte Umgang mit dem Buch, denn „Bücher sind es,

die die wichtigsten Menschheitserfahrungen weitergeben“. Wer sich auf Bücher einläßt — fernab der wissenschaftlichen Diskussion — lernt sich und die Mitmenschen besser kennen. Lesen hilft leben. Die Mitarbeiter an Raabs Buch beleuchten die Bibliothherapie aus 14 unterschiedlichen Perspektiven. Die historische Perspektive zeigt, daß der therapeutische Gebrauch des Buches schon eine lange Tradition hat, daß Autoren des 17. Jh. ihren Büchern eine gewisse Heilkraft gegen Melancholie zugesprochen haben, daß über den Bibliotheken von Pharaonen zu lesen stand: Heilstätte der Seele. *Helmut Thielicke* erläutert in seinem Beitrag, daß Lesen vor allem deshalb als Therapeutikum taugt, weil es die Erholungsform der *Sammlung* ermöglicht, im Gegensatz zur heute üblichen *Zerstreuung*. Dem Wort (das führt auch *Gertrude Sartory* in ihrem Aufsatz aus) müssen wir Zeit lassen. Es kann nicht als rasche Abfolge von Reizen konsumiert werden. Außerdem findet der Leser Erfahrungen anderer Leser mit bestimmten Büchern, Hinweise auf richtige Lesemethoden und eine Bibliographie mit Sachbüchern zu Themen wie Partnerschaft, Lebenskreis, Sinnsuche.

*Peter Raab* hat ein wichtiges Buch herausgegeben, das für viele lesenswert ist: für Menschen, die sich einmal über Bibliothherapie informieren möchten, für Menschen, die selbst Hilfe beim Buch suchen möchten, und natürlich für solche, die anderen durch Bücher helfen möchten.

Gallneukirchen

Christian Schacherreiter

■ STUHLHOFER FRANZ, *Naturforscher und die Frage nach Gott*. (134). (Telos — Bücher 522). Schwengeler Verlag, Berneck 1988. Brosch. sfr 7,80/DM 8,80.

Dem Autor geht es um die Geschichte der Naturwissenschaften und die weltanschauliche Verwertung ihrer Entdeckungen und Theorien. Nach Klärungen einiger Begriffe setzt er sich mit — zumindest zu ihrer Zeit — berühmten Naturforschern und der Gottesfrage auseinander; konkret mit Einstein, Darwin, Livingstone, Steffens, Euler, Linne, Boyle, Kepler. Dabei zeigt er auf, daß schon *A. Einstein*, ein Vertreter einer kosmischen Religiosität, im Begriff eines persönlichen Gottes geradezu die Ursache für den Konflikt zwischen Naturwissenschaft und Glaube sieht.

*Ch. Darwin*, ein ursprünglich gläubiger Mensch, wird immer mehr zum Skeptiker (vielleicht bedingt durch seine Kränklichkeit) und Agnostiker, der nie eine persönliche Beziehung zu einem vergebenden und liebenden Gott fand.

*Leonhard Euler*, ein Mann mit glänzendem Verstand und großer Willenskraft, ungeheuer produktiv als Mathematiker, versucht auf der Ebene der Ratio die Offenbarung gegen Freigeister zu verteidigen.

*Carl v. Linne*, ein Erfahrungswissenschaftler, der einerseits an der Bibel, andererseits an antiken Dichtern orientiert ist, sieht Gott als strenges Schicksal. Für Umkehr und Vergebung oder Jenseits ist bei ihm wenig Raum.

*Robert Boyle*, Chemiker und eifriger Förderer der Mission, befaßt sich in einem Viertel seiner Schriften mit religiösen Fragen. Gott ernstnehmen heißt für